

Nr. 9059. Wien, Dienstag, den 12. November 1889

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse
Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

12. November 1889

1 „Josua“, Oratorium von Händel.

Ed. H. Ein Händel'sches Oratorium und „Erste Aufführung in Wien“? Wir wissen für diese befremdende, ja unbegreifliche Verspätung weder äußere noch innere Gründe anzugeben. Das Recht individueller Vorliebe unangetastet, steht doch „Josua“ ohne Frage neben Händel's besten Werken. Sechs Jahre nach dem „Messias“ componirt (1747), gehört „Josua“ zu den spätesten Schöpfungen des Meisters — also zu seinen vollkommensten. Die Reihe von Oratorien, die ihn unsterblich gemacht, hat er alle in vorgerückten Jahren geschrieben, darin und Gluck ähnlich, welche ihr Haydn Größtes in einem Alter schufen, in welchem dem Künstler sonst nur eine Nachlese vergönnt ist. Nicht die Werke seines Alters, die seiner Jugend sind veraltet. Ungenießbar nennen wir die vielen italienischen Opern des Jünglings und Mannes, während wir an den Oratorien des Greises uns noch lange erbauen werden. „Josua“ ist, wie die große Mehrzahl der Händel'schen Oratorien, dem Alten Testament entnommen. Möglich, daß man in Wien nicht für dringend erachtete, den „Josua“ einem Publicum vorzuführen, welches Samson, Jephta, Belsazar, Israel in Egypten, Judas Maccabäus kannte — gerade wegen der Aehnlichkeit dieser alttestamentarischen Vorgänge. Da werden regelmäßig die Israeliten einmal geschlagen und stimmen Klagelieder an, dann siegen sie wieder und preisen Jehovah. Der Chor wechselt fast immer zwischen diesen beiden Situationen, und er, der Chor, ist der eigentliche Held, ist Haupt- und Mittelpunkt aller Händel'schen Oratorien. Die Sologesänge stehen daneben in zweiter Reihe. Die Geschichte der Juden bot dem Tondichter große Volksbewegungen, wunderbare Begebenheiten, in welchen das Schicksal der Nation mit dem ihrer Helden sich verknüpft. Außerdem mochte die Vorliebe der Engländer für das Alte in der Wahl dieser Stoffe bestärkt haben. Testament Die Engländer, die heute noch ihren christlichen Kindern gern alttestamentarische Namen geben (Esther, Rahel), wachsen in intimer Vertrautheit mit allen Begebenheiten jener Vorzeit auf und sehen die jüdischen Kriegshelden Josua, Saule etc. so lebendig vor Augen, wie wir etwa den Blücher oder Wellington. Auch der protestantische Norden ist tiefer eingelebt in die Persönlichkeiten des Alten Testaments, als wir katholische Süddeutsche oder gar die romanischen Völker. Trotzdem dürfte allenthalben wahrzunehmen sein, daß jenes Stoffgebiet in der Kunst einem stetig abnehmenden Interesse begegnet. Packte uns nicht Händel's gewaltige Musik, der stereotype Wechsel von Siegen und Niederlagen des jüdischen Heeres würde uns heute leidenschaftlichen Antheil kaum abgewinnen. Diese Geschichten sind uns mehr ehrwürdig, als interessant; wir fühlen sie, nur schwach mitvibrierend, wie einen weit entfernten Ton, sehen sie vielleicht gar durch die Brille moderner Forschung. Händel, der mit der Andacht unerschütterlichen Glaubens zu seinem biblischen Helden emporblickte — was für Augen würde er gemacht haben, wenn er ein Buch wie Renan's vortreffliche „Histoire du peuple d'Israël“ erlebt hätte! Von seinem frommen Josua heißt es darin: „Ich weiß nicht, ob

Josua mehr geschichtliche Wirklichkeit hat, als Jacob. Aber gewiß würde der sanfte Jacobsich empört haben, hätte er eine Menge Handlungen Josua's sehen können, die später für ruhmvoll galten. Jacobsoll auf seinem Sterbebette Simeon und Levi wegen Missethaten verflucht haben, die im Vergleich mit Josua's Eroberungszug als geringfügige Recriminationen erscheinen.“ selbst, der Vorläufer Moses und Beschützer Josua's, ist für Renan „beinahe ein Egyptier“, und seine Rolle „mehr die eines Häuptlings à la Abd-el-Kader, als die eines Offenbarers (révélateur) von der Art Mahomed's“. Moses' Erlebniß auf dem Sinai nennt Renan „eine grandiose Legende, welche in den folgenden 4- bis 500 Jahren gleich einer Seifenblase answoll, um so glänzender und farbiger, je leerer sie ist“. Heute muß ein armes Menschenkind, das von modernen Bildungselementen erfüllt und von dem Athem einer gewaltigen Wirklichkeit angeweht ist, sich selbst einen sanften Ruck geben, will es für die Thaten Josua's dieselbe Wärme aufbringen, welche Händel beseelt hat. Ja, das biblische Oratorium dünkt uns eine halbverstorbene Kunstgattung: ihre lebendige Hälfte ist die Vergangenheit, ist Bach und Händel — ihre todte Hälfte: Heute und Morgen. Wir verstehen, warum — Brahms der einzige lebende Tonsetzer, welcher die Form des großen Oratoriums zu bewältigen und beleben vermöchte — davon trotz aller Aufforderungen fern bleibt.

Die Handlung von Händel's „Josua“ hat sein Textdichter Thomas Morellin folgenden Hauptzügen gestaltet: Josua hat die Israeliten eben durch den Jordangeführt, und das Volk singt Jehovaheine Loblied. Jerichos Zerstörung wird durch einen Engel befohlen und von Josua beschlossen. Unter dem Schalle seiner Posaunen stürzen die Mauern von Jericho: der Sieg wird mit Lobgesängen gefeiert. Der Krieg gegen die Stadt Aibeginnt unglücklich, endet aber mit Sieg. Adonizedet wird unter dem von Josua bewirkten Stillstande der Sonne geschlagen. Der Jüngling Othniel, welcher Achsah, die Tochter des Stammesfürsten Kaleb, liebt, erobert für ihn die Stadt Debir und erwirbt sich dadurch seine Braut. Ein Dank- und Preislied macht den Schluß. Diesen Stoff hat Händel in demselben Geiste und in gleicher Form behandelt, wie seine übrigen Oratorien, d. h. zum Theil mit genialer Schöpferkraft und Kunst, zum Theil in der flüchtigen, dem Zeitgeschmack nachgebenden Manier, die von seiner fabelhaften Productivität unzertrennlich war. Wer heute irgend ein Händel'sches Oratorium zum erstenmal zu hören bekommt (wie jetzt die Wiener den „Josua“), der ist sicher, Großes und Schönes zu erleben. Aber er darf nicht erwarten, in diesem neuen Oratorium auch überall Neues zu hören. Vielleicht wird er behaupten, es sei diese und jene Arie ihm vorher schon bekannt gewesen, und doch vernimmt er sie thatsächlich zum erstenmal. Händel wiederholt sich eben häufig, er kennt gar nicht das Bedürfniß, immer etwas Neues zu sagen. Dieselben stereotypen Wendungen, Figuren, Schlüsse kehren immer wieder. Es lag in der Anschauungsweise der älteren Meister, mit der größten Unbefangenheit Anlehen bei sich selbst (und auch bei Anderen) zu machen.

Das Schwergewicht der Josua-Partitur liegt in den Chören. Hier findet Händel's Kunst die reichste Entfaltung, die vollste Blüthe. Wir nennen nur einige davon, die, unter einander sehr verschieden, alle auf gleicher Höhe musikalischer Meisterschaft und unwiderstehlicher Wirkung stehen. Da ist zuerst der Klagechor der geschlagenen Israeliten in E-moll („Wie bald die stolze Hoffnung sank“), ein Gesang von tief-schmerzlichem und doch ungemein würdigem Ausdruck. Zwei Flöten — nur selten sind sie in dem Oratorium angewendet — hauchen einen eigenartig weichen, elegischen Ton über diese rührende Volksscene. Den stärksten Gegensatz dazu bildet der berühmte Triumphgesang in der dritten Abtheilung: „Seht den Sieger!“ Die erste Strophe wird von einem dreistimmigen Knabenchor gesungen und bloß von der Orgel („tasto solo“) begleitet. Hierauf singt ein Frauenchor, von zwei Flöten begleitet, die zweite Strophe. Endlich steigert sich der In der Wiener Aufführung vermißten wir die Knabenstimmen und mit deren scharf abstechendem Timbre den von Händel beabsichtigten Contrast. Gesang im vollen Chor zur mächtigsten Wirkung; die begleitenden Streichinstrumente erhalten eine glänzende Verstärkung durch Oboen,

Flöten, Hörner und Pauken. Dieser Preisgesang, mit dem das Volk den heimkehrenden Sieger begrüßt, wirkt durch seine ungemeine Einfachheit und Volksthümlichkeit. Händel hat das Stück später seinem Oratorium „Judas Maccabäus“ einverleibt; componirt ward es für „Josua“. Nächste dem „Hallelujah“ aus dem „Messias“ genießt wohl kein Stück von Händeleine solche Popularität in England, als dieses „Seht den Sieger!“, das bei festlichen Aufführungen selten fehlt. Ein Prachtstück ist der Lobgesang der Israeliten in H-moll („Allmächt'ger Herr im Himmelskreis“), dessen Thema zuerst Josuanach Art eines Vorbeters intonirt, um es hierauf dem Chor zu kunstvollster contrapunktischer Behandlung zu überantworten. Von Glanz und Kraftgefühl überströmt der Chor „Ehre sei Gott!“ Der Mittelsatz „Die Völker beben“ bietet ein merkwürdiges Beispiel von Tonmalerei, zu welcher nicht bloß die Instrumente, sondern auch die das „Beben“ ausdrückenden Singstimmen herangezogen werden. Ein genialer Zug musikalischer Malerei erglänzt auch in dem Chor, welchen Josua's Ausruf einleitet: „Du Licht des Tages, das hoch am Himmel thronst, hemm' deinen Lauf!“ Nach einem majestätischen Aufschwunge des Orchesters hält das Wort Josua's die Violinen auf dem hohen A fest. Sie behaupten hartnäckig diesen Ton; ein zweiunddreißigtactiger Orgelpunkt, innerhalb dessen sich eine lange Reihe kämpfender Accorde bewegt. Was die Arienim „Josua“ betrifft, so sind die meisten mit ihrem steifen, vom Orchester in gleichmäßigen Abständen unterbrochenen Gesang und ihren Coloratur-Passagen für uns rettungslos veraltet. Die erste Arie des Kaleb („Du Held der Weisheit“), Josua's Arie „Wie Kidron's Bach“, die beiden letzten Arien der Achsah sind in der Wiener Aufführung ohne Schaden weggeblieben. Auch manche von den athemversetzenden Singübungen, mit welchen Josua seine Heldengefühle ausdrückt, würden einige Kürzung vertragen. Von echt patriarchalischer Würde ist hingegen die Arie des greisen Kaleb: „Sollt' ich in Mamre's Segensauen“, von schlichter Empfindung die Arie Achsah's: „All' irdischer Stolz“; lieblich und nicht ohne Zärtlichkeit Othniel's Recitativ und Arioso in der ersten Abtheilung. Eine hier weggebliebene Arie des Othniel ist mir immer merkwürdig erschienen durch ihre nackte Einfachheit und ihre ganz volksthümliche, an englische Nationalweisen erinnernde Melodie: die „tempo di Gavotta“ überschriebene F-dur-Arie: „Kämpft der Held, nach Ruhm begehrend“. Vielleicht stieß sich der Dirigent an ihrem vom Styl des Ganzen abstechenden Charakter; aber gerade das macht sie interessant.

Die von Herrn Hof-Capellmeister dirigirte Auf Richterführung verdient alles Lob. Der „Wiener Singverein“ und das Orchester hielten sich durchwegs sehr tapfer. Ein unrichtiger Einsatz in dem Chor „Seht den Sieger!“ war schnell vertuscht. Die Solopartien betreffend, ist es männiglich bekannt, daß heute selbst die besten Opernsänger dem Händel'schen Styl entfremdet sind und nur mit einiger Mühe seine reich colorirten Arien bewältigen. Dies vorausgeschickt, gebührt den Leistungen unserer Solosänger im „Josua“ die wärmste Anerkennung. Der Vortrag der Recitative erschien uns jedoch zu starr und monoton; sie werden (fast in allen unseren Oratorien) in Tact und Tonstärke zu gleichmäßig gesungen, überhaupt zu sehr gesungen. Wir vermißten die rhetorische Belebung, die wechselnde Beleuchtung, welche sich dem verschiedenen Inhalt des Recitativs anzuschmiegen hat. Die meisten Recitative im Josua sind ja dramatisch oder lyrisch, die wenigsten bloß erzählend, und Erzählen heißt noch immer nicht Predigen. Der um die Mannigfaltigkeit des Inhalts unbekümmerte, immer gleich starke und gleich schleppende Vortrag der Recitative wird zu einem Bleigewicht für die Composition und zu einer Geduldprobe für den Zuhörer. Am wenigsten schien uns Frau in diesen Fehler Papier zu verfallen; sie hat auch durch ihren beherzten Vortrag der Schlacht-Arie im dritten Theil das Publicum aus bereits drohender Lethargie glücklich aufgerüttelt. Die Sopranpartie (Achsah) war einer jungen Sängerin, Fräulein Leonore, anvertraut, die zum erstenmal vor einem größeren Bach Publicum auftrat. Sie ist eine sehr musikalische Natur mit einer Intonation und vortrefflicher Oekonomie des Athems, und hat durch ihre helle, jugendfri-

sche Stimme, wie durch ihren ungekünstelten Vortrag den besten Eindruck erzielt. Wir können nur wünschen, Fräulein Bachs Oratorien-Sängerin wieder zu begegnen. Der Heldengestalt des Josuakam der kräftige Tenor Herrn wohl zu statten. Als Winkelmann's Kalebwar Herr maßvoll und correct wie immer. Elegische Par Weigleintien, wie diese, machen es freilich doppelt fühlbar, daß Herr Weigleinseiner Stimme weichere Modulationen, überhaupt Modulationen, nicht abzugewinnen vermag. Die kleine Episode des Engels sang Fräulein Tschampa befriedigend. Das Publicum verfolgte die erste Hälfte des Oratoriums sehr aufmerksam und beifallslustig; nach 2 Uhr begann die gewöhnliche Flucht in größeren oder kleineren Rotten. Dem ist, wie schon so oft gesagt, nur dadurch abzuhelfen, daß man umfangreiche Aufführungen schon um zwölf statt um halb Ein Uhr beginnen läßt. Dann wird der Dirigent auch nicht genöthigt sein, ein Oratorium von angeblich „drei Abtheilungen“ ohne Pause als Ein ununterbrochen fortlaufendes und dadurch doppelt ermüdendes Stück abzuspielen.

Die Aufführung des „Josua“ ist trotz ihrer Verspätung um 140 Jahre ein hochzuschätzendes Verdienst der Concert- Direction und des Hof-Capellmeisters Richter. Es wäre betäubend für uns und beschämend für die „Gesellschaft der Musikfreunde“, zu deren frühesten Traditionen ja der Händel- Cultus gehört, wenn eines der großen Oratorien dieses Meisters in Wienniemals eine Aufführung erlebt hätte. Den „Josua“ wird Jeder von uns als ein werthvolles musikalisches Erlebnis im Gedächtniß bewahren — als ein Kunstwerk, das uns seinen Schöpfer, wenn auch nicht von einer neuen, doch vielfach von seiner stärksten Seite gezeigt hat.